

Anmerkungen zum Verhältnis von öffentlicher und privater Festkultur

Fest und Öffentlichkeit - dies sind, über weite Strecken betrachtet, Entsprechungen. Im mittelalterlichen Turnier präsentiert sich die ritterliche Gesellschaft vor sich selbst und nach außen; in den barocken Schauaufzügen wird Herrschaft in sinnlichem Glanz dem Volk vorgeführt; in den religiösen Prozessionen und bürgerlichen Stadtfesten seit dem ausgehenden Mittelalter werden soziale Konfigurationen nachgezeichnet und bestätigt. Immer drängt Öffentlichkeit zum Fest und das Fest in die Öffentlichkeit. Auch im 19. Jahrhundert gibt es diesen Zusammenhang. Die neuen politischen Ideen und sozialen Forderungen werden in öffentlichen Festen zur Geltung gebracht, und wie das Fest vorher bestätigender Ausdruck einer statischen Gesellschaftsordnung war, so vermittelt es jetzt vielfältige und kontroverse gesellschaftliche Entwürfe und Ideen in die Öffentlichkeit. Gleichzeitig aber bildet sich ein Rückzugsbereich für das Fest heraus: eine private Festkultur, die es vorher nur in Ansätzen gegeben hatte. Der Begriff des Festes und des Festlichen ist nicht mehr für öffentliche Anlässe und Veranstaltungen reserviert; und im privaten Bereich wachsen dem Fest Qualitäten und Hypothesen zu, die auch das öffentliche Festwesen beeinflussen. Deshalb soll in diesem Kontext, skizzenhaft wenigstens, auch von jener anderen Festkultur gesprochen werden.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts werden in allen deutschen Landschaften Aufzeichnungen zu Sitten und Bräuchen zusammengetragen - aus Archivalien, aber auch aufgrund von Erinnerungen und Beobachtungen. Für das Interesse an diesem Gegenstand gibt es mehrere Motive. Einmal ist es, im Gefolge der Brüder Grimm, die romantische Erwartung, aus den vermeintlich uralten Beständen der Volksüberlieferung lasse sich letztlich der vollständige altdeutsche Mythos rekonstruieren. Zum anderen ist es die ethnographische Freude am Vergleich, an der Vielfalt der Ausformungen von Region zu Region, ja von Ort zu Ort. Drittens aber wird das Interesse dadurch wachgerufen, daß viele der alten Überlieferungen schon nicht mehr oder gerade noch lebendig sind, daß sich also die

traditionelle Volkskultur im Umbruch befindet. Die Sammlungen registrieren nicht in ruhiger Gelassenheit, was ist, sondern rücken vieles in die Perspektive der Vergänglichkeit: Ehedem war es üblich, noch jetzt soll es teilweise vorkommen, früher war es so, bis vor wenig Jahrzehnten ...

«Bis vor wenig Jahrzehnten», schreibt Anton Birlinger über die Hochzeitsbräuche in Reutlingen, «wurden daselbst die Hochzeiten in dem Local je der betreffenden Zunft gehalten, in den sogenannten Zunftstuben, die eigens hiezu eingerichtet waren, und es fanden dabei verschiedene Förmlichkeiten statt, Reden wurden gehalten, Verse hergesagt etc., und es soll dabei äußerst heiter hergegangen sein. Die Zunftstuben existieren nun nicht mehr, und es werden, wie überall, die Hochzeiten in den Gasthäusern gehalten.» In Rottenburg war der Ort der Festlichkeiten noch zentraler: «War's eine vornehme Hochzeit, so ging's nach der Kirche gleich in den Rathaussaal; der war leer, weil es überhaupt früher auf dem Rathaus weniger zu schaffen gab, denn jetzt, wo die Zahl der Bürger so groß ist. Dort war alles Geschirr und alles Gerät in Küche und Saal, dort waren die herrlichen Schenkköpfe aufgestellt, Tische und Bänke und Alles war da. Im Metzgerstüble, dem jetzigen Stadtarrest gleichen Namens, wurde das nötige Fleisch verabreicht. Stadtentschädigung kostete eine Hochzeit einen Gulden; dafür mußte das notwendige Geschirr von der Stadt angeschafft werden.»² Die Ärmeren allerdings hielten die Hochzeiten entweder in einem Wirtshaus, was offenbar nicht gut angesehen war, oder, wenn einigermassen Platz war, «zu Hause, wobei nicht selten Scheuern zu Tanzplätzen umgewandelt wurden»³.

In allen Fällen aber, auch bei der Abhaltung der Hochzeit zu Hause, war die Festlichkeit nicht geschlossen, sondern geöffnet für alle Mitbürger, wenn auch zu abgestuften Formen der Beteiligung. Vom benachbarten Tübingen berichtet Birlinger: «Es ist noch nicht so gar lange her, so konnte man noch folgenden sonderbaren Hochzeitbrauch in Tübingen sehen: Wenn die Hochzeitleute die Stiftskirche verließen, so bildeten Haufen von Menschen manchmal ein Spalier bis zum Wirtshause. Fast von jedem Dastehenden erhielt Braut und Bräutigam, sowie Bekannte und Verwandte den sogenannten Hochzeitsstrauß. Dieser bestand in Geschenken von Kaffeegeschirr, Pfannen, Schaum- und Schöpflöffeln, Porzellanschüsseln, Schürzen, Tüchlein, Kinderkleidern, gebackenen Weibsfiguren, den Mädchen Hanselmänner und Ruthen, Alles Geschenke. Die Hochzeitleute mußten die Geschenke annehmen, wenn sie's oft kaum verschleppen konnten.»⁴

Gemeinsam ist all diesen Berichten, daß die Hochzeit gewissermaßen als örtliches Fest, als Lokalfest charakterisiert wird. Besonders deutlich wird dies bei der Schilderung *dörflicher* Hochzeitsfestlichkeiten. Gewiß ist es auch hier nur eine romantisierende Übertreibung, wenn gesagt

wird, «alle» seien beteiligt gewesen - Ausgrenzungen wurden auch beim Fest nicht leicht zurückgenommen, Spannungen blieben bestehen. Aber im Prinzip ging das Fest alle an, und die äußere Beteiligung spiegelte die innere Struktur: «eine Ehe hieß nicht nur Verbindung zwischen Menschen und Besitzhälften, sondern auch Aufnahme in den Verband der Gemeindegossen»⁵. Wenn die Hochzeit nicht innerhalb eines Dorfverbands zustande kam, sondern Braut und Bräutigam aus zwei verschiedenen Dörfern zusammenführte, wurden traditionellerweise symbolische Hindernisse aufgebaut: Der Weggang aus dem einen, der Zugang zum anderen Ort wurde durch «Wegsperren» behindert; das neue Mitglied eines dörflichen Verbands mußte sich gewissermaßen einkaufen.⁶

Es handelte sich also nicht etwa um die Ausweitung eines privaten Festes in den Raum kommunaler Öffentlichkeit. Es war vielmehr grundsätzlich und immer ein kommunal-öffentliches Fest, das dem Privaten nur kleine Nischen ließ - in manchen Gegenden war es üblich, daß die Ortsbewohner oder doch zumindest die ledigen Freunde der Neuverheirateten diese nachts noch nach Hause geleiteten und «in den Schlaf sangen», wofür sie wiederum eine Gegenleistung von dem jungvermählten Paar erhielten.⁷

In den *Städten* spielten sich die entsprechenden Festbräuche etwas anders ab; die Größe und die Ausdifferenzierung der städtischen Gesellschaft erlaubten keine vollständige Beteiligung. Aber auch hier haben wir es, wie die zitierten Belege ausweisen, weniger mit einer in die Öffentlichkeit hineinreichenden Privatfeierlichkeit zu tun als mit einem öffentlichen Fest, das - gewissermaßen repräsentativ - von dem jeweils zuständigen Teil der Ortsbevölkerung wahrgenommen und gestaltet wird. Nicht nur Wirtshäuser, auch die Privathäuser sind in das Festgeschehen einbezogen; aber dieses bleibt zunächst grundsätzlich geöffnet zur städtischen Gesellschaft hin, zu den Nachbarn oder den Standesgenossen. Helmut Möller, der die kleinstädtischen Verhältnisse des 18. Jahrhunderts untersucht hat, gibt eine ganze Reihe von Beispielen dafür,⁸ und er betont gerade auch im Blick auf das Festwesen die «Verzahnung von städtischen, berufsständischen und kirchlichen Institutionen», die den öffentlichen Charakter der Feste mitbestimmte.

Es ist nicht leicht, sich diesen öffentlichen Charakter realistisch zu vergegenwärtigen, weil sich eine Phase der Verhäuslichung, der Privatisierung und Intimisierung solcher Feste dazwischenschiebt. Sie verführt uns, die alten Feste als eine öffentliche Überformung privater Anlässe und Feiern zu sehen, während in Wirklichkeit diese *Privatheit* noch kaum herausgebildet war. Sie drängte allerdings immer stärker in ihr Recht, und jene Aufzeichnungen über die alten Bräuche und Feste geben ja auch zu erkennen, daß diese offenbar verhältnismäßig rasch aus der Mode ge-

kommen waren. Allerdings geben diese Aufzeichnungen, da sie auf die alten Traditionen und nicht auf Innovationen ausgerichtet sind, nur wenig Anhaltspunkte dafür, wie und warum es zur Herausbildung neuer Formen kam.

Neuere volkskundliche Untersuchungen ziehen sich vielfach auf das sozialräumliche Erklärungsschema zurück, das sich für den Strukturwandel herausgebildet hat: Die geschlossene Hauswirtschaft mußte weithin aufgegeben werden, Wohnung und Arbeitsplatz wurden getrennt, so «entstand eine scharfe Trennung von öffentlichem und privatem Leben»¹⁰ - dieses war charakterisiert durch den abgekapselten, von der Mutter und Hausfrau bestimmten Familienbereich, der nun auch stärker kulturell ausgestaltet wurde. Daß damit ein wichtiger Ursachenkomplex angeschnitten ist, steht außer Zweifel. Dies wird, vom Negativen her, auch dadurch bestätigt, daß Dörfer mit überwiegend bäuerlicher Struktur gegen die Tendenzen zur Intimisierung lange resistent geblieben sind; dort hat sich der geschlossene und getrennte Wohnraum erst in jüngster Zeit herausgebildet, und ganz entsprechend hat sich der öffentliche und halböffentliche Charakter vieler Feste dort bis heute erhalten. Vor dem Hintergrund einer anderen sozialen Gruppe aber läßt sich der Beweis führen, daß die Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz offensichtlich nicht die einzige Ursache und auch nicht der einzige Auslöser für die Herausbildung der Privatsphäre war. In Handwerkerkreisen blieb die Integration von Wohnung und Arbeitsstätte ja teilweise sehr lange erhalten, und doch fielen die handwerklichen Gruppen im städtischen Milieu aus der allgemeinen bürgerlichen Entwicklung keineswegs heraus.

Hier kann nicht der Versuch gemacht werden, das differenzierte Bedingungsgefüge nachzuzeichnen, das diese Entwicklung im ganzen bestimmt hat.¹¹ Doch soll wenigstens - immer mit dem Blick auf das Fest - angedeutet werden, daß eine ganze Reihe von Gründen für die Verlagerung in den Privatbereich maßgeblich war.

Helmut Möller erwähnt in seiner Studie eine kirchengeschichtliche Erörterung aus dem Jahr 1732, die auch auf die mit der Trauung verbundenen Zeremonien eingeht. Im allgemeinen war es üblich, daß das Brautpaar mit den Hochzeitsgästen unter Begleitung spielender Musikanten zur Kirche zog. In der «Königlichen Residenz Dresden», so schreibt der Chronist, sei dies «nicht anders gebräuchlich bey Leuten Bürgerlichen Standes» gewesen. «Nachdem aber diese Stadt so sehr Volckreich worden ist, und also gar zu grosser Zulauff von Zuschauern seyn möchte, auch viele und grobe Excesse und Illegalitäten daher kommen möchten, so hat man solche öffentliche Kirch-Züge abgeschafft und fahren die Verlobten in Wagen dahin ohne Music, Gesang oder Klang, um den Anlauff des Volcks zu vermeiden.»¹² Nun soll nicht etwa die Behauptung aufgestellt

werden, die Trauung sei so zur privaten Zeremonie geworden; aber hier wird doch ein Stück Öffentlichkeit zurückgenommen, und der Grund dafür dürfte auch bei weitergehenden Tendenzen in diese Richtung ins Feld zu führen sein.

Dabei ist dann allerdings nicht nur an die Größe, an den Bevölkerungsreichtum einzelner Gemeinwesen zu denken, sondern vielleicht mehr noch an die Heterogenität, an die soziale Differenzierung, die eine spannungslose Präsentation in der Öffentlichkeit nicht mehr erlaubte. Wenn sich Feste alter Prägung zunehmend aus dem öffentlichen Raum zurückzogen, dann hat dies sehr oft damit zu tun, daß ihnen größere Öffentlichkeit verweigert wurde, wie es in dem angeführten Beispiel deutlich wird.

Überhaupt darf die Tendenz zur Reglementierung nicht unterschätzt werden. Sie wird nicht nur durch eine Flut von Erlassen dokumentiert, in denen Regierungsvertreter immer wieder von neuem ihre selbststüchtige Sorge wegen des Übermaßes und des Übermuts der Feste demonstrieren,¹³ sondern auch durch Kritiker dieser Eingriffe, die sich recht vehement zu Wort meldeten.

Zu den eindrucksvollsten Verteidigern von Fest und Festlichkeit gehört Friedrich Ludwig Jahn. In seiner Programmschrift «Deutsches Volksthum» schreibt er: «Festlichkeit ist Erheben über das gemeine Leben, Herauskommen aus der Alltäglichkeit, Entfesselung des Geistes von leiblichen Unterdrückungen, Abspannungen des Körpers von der Fronarbeit, Befreiung des Herzens von Daseinssorgen, Versuch, die Daseinsbürden abzulasten: überhaupt ein Erholungsleben, wo der Mensch doch einmal der Gegenwart froh wird, ohne ängstliches Horchen und Zählen der Uhr, die ohne Rast zum Notwerk abbruft. Frei steht der Mensch dann als ein Wesen, das auf Freude ein öffentliches unveräußerliches Recht hat, nicht bloß verstohlen sie nippen darf und sich knechtisch klütern im Winkel berauscht. Zurückgeführt aus dem Irrgewirr der Verkünstelung in die einfachen Lebensverhältnisse, gewinnt er eine wahre Erhöhung der Lebenskräfte, eine nachwirkende Kraftvermehrung. Das ist anders, als eine bloße Erregung, wie sie jede Art von Rauschmitteln gibt; anders, als eine augenblickliche Stärkungseinnahme, die gleich darauf mit doppelter Schwäche niederschlägt; es wird eine Heiligung der Zeit. Darum ist es ein adelnder Vorzug für Menschen von Geist und Herzen, Feste zu feiern, die ihnen ausschließlich heilig sind. Wem das Leben nur ein Kerbstock bleibt, um Alltage zusammenzurechnen, wer aus diesen Zeitmerken nichts weiter herausbringt als eine große Zahl, der hat sich die Mühe vergeblich gemacht, der hat in den Tag und die Welt hineingelebt, als ein großstädtischer Morgenverschläfer, so die Sonne in ihrer Schönheit und Pracht niemals aufgehen sah.»

Dies ist ein erstaunlicher Passus. Nicht nur der hymnisch-expressive

punktus fällt auf, sondern auch die moderne Verankerung der Überlegungen: Feste als Gegenbewegung zur linearen Uhrzeit, Rettung des natürlichen Rhythmus in einer «großstädtisch» geprägten Welt - und so fort. Jahn stellt fest, daß die Gebräuche verkannt wurden, «man hat sie für Tand genommen», sie entweder gar nicht beachtet oder nur als Anlaß für Ausschweifungen gesehen. Gegen ein solches Urteil wehrt sich Jahn: «Unsere Mehrmacher und Rechenhexer, die jedem Menschen das tägliche Brot und ein Krümchen mehr vorwägen wollen, wie man dem Vieh das Futter einmißt, quälten mit ängstlicher Weisheitsthuerei heraus, was ein Feiertag kostet, und daß bei dreihundert tausend Ackerleuten ein solcher das Land um fünfhundert tausend Taler bringe. - Die lebendigen Zahlbretter, die den Staat so fein wie einen Vogelbauer mit Freßtrog und Trinknäpfchen zurichten, ihn mit einem zierlichen Drahtnetz umflechten, wägen Ruhe und Freude ab wie Gift, und meinten dann endlich: Zwölf Festtage im Jahr, sieben Hauptfesttage der Religion und fünf weltliche, gingen wohl noch an. - An das menschliche Königswort Heinrichs des Vierten, der jedem Bauer des Sonntags ein Huhn im Topfe gönnen wollte, dachte kein Staatspfennigfuchser mehr.»¹⁴

Ein paar Jahrzehnte später bezieht Berthold Auerbach ähnlich entschiedene Stellung: «Man trete hinaus unter das Volk und sehe nur, wie der Polizeistaat mit dem Volksthum, mit Bräuchen und Sitten, mit Festen u. s. w. wirtschaftet; da soll es keine Regung geben, die nicht überwacht, reguliert und registriert ist. Am schnellsten ist man aber fertig, wenn man verbietet. - Ein Baum, der ein Jahrhundert zu seinem Wachstum bedarf, ist in einer Stunde gefällt, ein Volksgebrauch, der sich seit undenklichen Zeiten in die Gemüther einlebte, man wirft einige Zeilen auf einen Stempelbogen, streut Sand darauf - die alte Sitte ist begraben.»¹⁵

Auerbachs Äußerungen klingen zunächst resignativer; er hat dabei die Kontrollen und Einschränkungen der Restaurationszeit vor Augen. Aber er ist auch überzeugt, «daß bei alledem das Volksthum nicht zu Grunde zu richten ist»¹⁶. Gegen eine rückwärtsgewandte Nostalgie tritt er für neue Möglichkeiten ein: «Die Klage über das Verkommen dieser und jener sinnigen Form ist daher eine müßige, es werden neue kommen, nicht minder beziehungsreich und anmuthig, wenn man nur der freien Entfaltung Raum gönnt.»¹⁷

Man kann vielleicht resümieren, daß der freien Entfaltung auch in der Folgezeit nicht genügend Raum gegönnt wurde, daß sich aber gleichwohl neue Formen herausbildeten: die einer *privaten Festkultur*.

So wichtig es aber ist, auf die Einschränkungen und Zwänge hinzuweisen, die bestimmte kulturelle Formen aus der Öffentlichkeit verwiesen und in einen engeren Wirkungsbereich, ins Private zusammendrängten - die Kultur des Privaten und damit die private Festkultur bildeten sich

natürlich nicht nur als Mangelercheinung heraus, sondern haben auch ihre positiven Hintergründe. Ein entscheidender Impuls war sicherlich die Veränderung der Lebensweise von Frauen und Kindern im Bürgertum, anders gesagt: die Herausbildung der modernen *Familie*, die gerade dadurch charakterisiert ist, daß sie nicht mehr mit all ihren Teilen in den Produktionsprozeß verflochten und damit zur weiteren Gesellschaft hin geöffnet erscheint, die vielmehr immer häufiger und immer deutlicher zum Rückzugsort wird.

Frauen und Kinder sind vom Produktionsbereich abgedrängt; sie konzentrieren ihre Mühen und ihre Liebe auf den häuslichen Bereich, in dem auch die Väter, von der Arbeit kommend, ihren Rückhalt sehen. Dem Haus, der Wohnung, der Familie wächst eine erhebliche Kompensationsaufgabe zu - dieser Bereich soll möglichst frei gehalten werden von den Fährnissen draußen, soll Schutz, Sicherheit und Ausgeglichenheit bieten. Die Familie wurde «zum überheizten Binnenraum, in dem man alle Wärme suchte, die in der Kälte des als feindlich erlebten Außen zunehmend vermißt wurde»¹⁸. Gemütlichkeit wurde zum Daueranspruch, und ein wesentliches Vehikel der geforderten Gemütlichkeit wurde die neu entstehende private Festkultur.

Die Lösung aus kollektiven Strukturen, die den einzelnen mehr oder weniger unveränderlich ihren Platz und ihre Aufgabe zuwies, gab aber auch der *Individualität* einen neuen Rang und eine Chance. Vorher waren auch ganz individuelle Entscheidungsschritte so stark gesellschaftlich bedingt und überformt, daß sich das Individuelle verlor - die Voraussetzungen, die Wege und auch die festliche Ausgestaltung von traditionellen Eheschließungen machen das deutlich. Jetzt waren die gesellschaftlichen Prägungen zwar nicht außer Kraft gesetzt; die Liebe ging - entgegen der Zuspitzung durch das bürgerliche Trauerspiel und der Erfolgsstory der Kolportage - in der Regel sozial ebene Wege. Aber es gab doch mehr Recht für die Liebe, es gab ganz allgemein mehr Anspruchsrechte des Individuums. Auch dies wies die Festkultur zu einem Teil ins Private, in einen Raum, in dem Individualität respektiert und sogar bis zu einem gewissen Grad gehätschelt wurde.

Dieser Zusammenhang wird deutlich an der Entstehung ganz neuer Fest-Typen, die unmittelbar mit dem individuellen Lebensgang zu tun haben. In erster Linie ist hier das Feiern des *Geburtstages* zu nennen. Die Ausbreitung dieses festlichen Brauchs¹⁹ setzt ein gewisses Maß an kalendrischer Orientierung voraus, die über den sich wiederholenden Jahreslauf hinausgeht. Diese Orientierung war zunächst einmal vor allem ein Bedürfnis der Bürokratie, der genauen Buchführung kirchlicher und weltlicher Instanzen.²⁰ In Kulturen, in denen die Administration noch nicht überallhin vorgedrungen ist, spielt das Geburtsdatum bis heute eine

untergeordnete Rolle,²¹ und auch bei uns hat sich die Festlegung dieses Datums erst allmählich durchgesetzt. In manchen Gegenden wurde bei Bauern der Tag der Geburt lange nicht einmal in den Kirchenbüchern verzeichnet,²² und es gibt Belege dafür, daß auch Angehörige kleinbürgerlicher Schichten Jahr und Tag ihrer Geburt nicht anzugeben wußten.²³ Erst als sich die Institutionen und Situationen vermehrten, in denen man nach dem Geburtsdatum gefragt werden konnte, wurde dieses wichtig; das Feiern des Geburtstages mag in den Anfängen sogar als eine Art Eselsbrücke für die Erinnerung an das Datum fungiert haben.

Das entscheidende Moment für die Rücksicht auf die Jahrestage der Geburt war aber gewiß das sich ausbreitende Bewußtsein der Individualität. Im Adel war der Geburtstag schon früh gefeiert worden; wahrscheinlich war die Sitte aus der römischen Kultur übernommen und kontinuierlich gepflegt worden. Hier, in den höheren Kreisen, wurde aber eben auch dem individuellen Schicksal besondere Aufmerksamkeit geschenkt; in aller Regel wurde die «Nativität gestellt»²⁴, während Astrologie und Horoskop erst sehr viel später popularisiert wurden - Hand in Hand mit der Ausbreitung der Geburtstagsfeier.

Im 17. und 18. Jahrhundert dringt der Brauch ins gehobene Bürgertum. Matthias Claudius schildert in einem behaglich-vergnügten Brief seinen Geburtstag im Jahr 1777, wobei er einsetzt: «Wir haben einen recht lustigen Tag gehabt. Du weißt wohl, ich habe vieles nicht, aber 'n Geburtstag hab' ich doch, und der ist gefeiert worden.»²⁵ Aber auch zu jener Zeit «hat» noch nicht jedes einen Geburtstag; erst allmählich breitet sich der Festbrauch auch im Kleinbürgertum und schließlich in bäuerlichen Schichten aus. Heide Rosenbaum berichtet aus ihrer eigenen Familientradition, daß um den Geburtstag des aus kleinbäuerlichen Verhältnissen stammenden Vaters in dessen Jugend «kein Aufhebens gemacht» wurde. In ihrer Erklärung konzentriert auch sie sich auf das Problem der Individualität: «Zum Teil war das sicher auch ein finanzielles Problem. Die Feier des Geburtstages, bei der der einzelne in seiner Einmaligkeit im Mittelpunkt steht, <paßt> aber auch nicht zu den traditionellen Lebensverhältnissen, in denen Individualität keinen besonderen Stellenwert hatte.»²⁶

Daß dieser Akzent richtig ist, wird übrigens auch durch die Geschichte des *Namenstages* bestätigt. Er war weit populärer als der Geburtstag; seine Feier ging dem Begehen des Geburtstages voraus, auch wenn sie durch den Protestantismus zurückgedrängt wurde.²⁷ Der Namenstag, identisch mit dem Todestag des Heiligen, dem man den Namen dankte, war schon durch diese religiöse Einbindung überindividuell; er stellte sich aber auch so dar in der Praxis, die ja dadurch bestimmt war, daß in aller Regel viele nach dem Heiligen benannt waren und so gemein-

sam die - zunächst einmal kirchliche - Feier begingen. Die spätere Umdeutung des Namenstages in den «Taufgedächtnistag» ist zwar liturgisch schichtlich falsch,²⁸ trägt aber eben der Individualisierung Rechnung, wie sie auch in der Feier des Geburtstags zum Ausdruck kommt.

Auch die häusliche *Konfirmationsfeier* gehört in diesen Zusammenhang. Hier geht zwar der öffentlichen kirchlichen Feier eine «private» Vorstufe voraus,²⁹ aber es handelte sich wohl vor allem um die private Admission im Pfarrhaus,³⁰ während sich die Nachfeier im Kreis der Familie erst im 19. Jahrhundert auszubreiten begann.³¹ Hier machen die Kontroversen um die Ausgestaltung des Festes und die Zulässigkeit privater Erweiterungen deutlich, daß mit der Individualisierung fast grundsätzlich auch ein *Säkularisationsschub* verbunden ist.

Es sind aber nicht nur die Stationen des Lebenslaufs, die zunehmend im privaten Kreis gefeiert werden. Ebenso deutlich und aussagekräftig ist die Verlagerung im Bereich der Jahresfeste. Zwar gibt es hier eine Reihe von Festbräuchen, die auf die Trägerschaft von Gruppen außerhalb der Familie angewiesen sind und die so ihren öffentlichen Charakter bewahren - dazu gehören vor allem die vielen Bräuche, welche die «Rekruten», die Schulabgänger und andere Gruppen junger Leute stellvertretend für eine Gemeinde (und oft auch gegen die Gemeinde) ausübten. Andere Festbräuche wurden in die neu entstehende öffentlich-politische Festkultur integriert; dies gilt zum Beispiel für manche volkstümlichen Mai-Traditionen, die in die Ausgestaltung des politischen 1. Mai Eingang fanden.³² Aber ganz zentrale Feste wie *Weihnachten* und *Ostern* wurden im Lauf des 19. Jahrhunderts in erster Linie zu Familienfesten.

Diese Prägung ist inzwischen so durchgängig und stark, daß man Mühe hat, sich die Ausformung vor diesem Wandel vorzustellen. Sie war jedenfalls bei beiden Festen sehr viel enger auf das kirchliche Ritual bezogen; darüber hinaus aber boten beide Feste Anlaß zu sozialen Kontakten und Aktivitäten im größeren Umkreis der Gemeinde. Die Osterfeier wurden eben nicht in der Wohnung oder im häuslichen Garten versteckt, sondern draußen, und da es vorkam, daß dabei «Trinken, Spiele und Händel» dominierten, konnte es zum Verbot der «unziemlichen Ergötzlichkeit» kommen.³³ Später wurde allerdings von kirchlicher Seite gerade auch die «Famiiiarisierung» angegriffen - aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß damit die religiösen Bindungen sehr viel lockerer wurden, das Interesse sich mehr und mehr auf die Geschenke und den Konsum verlagerte. Im Münsteraner «Pastoral-Blatt» von 1891 heißt es: «Einem großen Theil der heranwachsenden Generation scheint man das Bewußtsein beizubringen, daß der <Osterhase> das Osterfest mache. Im Vergleich mit dieser Osterhaserei lobe ich mir doch noch die alte Oster-

feier-Sitte, wenngleich sich auch daran wohl Unsitten knüpfen können. Wenn das Volk um das Feuer herum das Auferstehungslied singt, so ist doch eine erbauliche Bezugnahme auf das Festgeheimnis vorhanden. Aber mit dem Hasen und seinen sonderbaren Eiern läßt sich gar nichts Erbauliches aufstellen.»³⁴

Am entschiedensten ist die eingetretene Verschiebung wohl beim Weihnachtsfest. Die Entwicklung des Weihnachtsfestes ist oft behandelt worden; sie braucht hier um so weniger wiederholt zu werden, als in den jüngsten Darstellungen von Ingeborg Weber-Kellermann die sozialgeschichtliche Seite durchaus in den Vordergrund gestellt wird.³⁵ Da das Fest in eine wenig arbeitsintensive und außerdem kalte, Vergnügungen im Freien nicht günstige Jahreszeit fiel, bildeten sich schon früh häusliche Elemente heraus. Helmut Möller gibt Beispiele dafür, und er zeigt auch, daß Edikte gegen Umzüge, Schaustellungen u. ä. «das Gewicht immer stärker auf die häusliche Feier hin verschoben»³⁶. Für das Kleinbürgertum des ausgehenden 18. Jahrhunderts resümiert er, daß das Weihnachtsfest «stärker als andere das Familienleben berührte, ohne sich allerdings schon in ein Familienfest verwandelt zu haben»³⁷. Ein «Kinderbescherfest unter dem Lichterbaum»³⁸ war Weihnachten um diese Zeit höchstens in adligen Häusern. Im 19. Jahrhundert breitete sich diese Auffassung und Ausformung des Festes in den bürgerlichen Familien, den wohlhabenden zunächst und dann auch den kleinbürgerlichen, rapide aus.

Ingeborg Weber-Kellermann hat darauf aufmerksam gemacht, daß die neuen Gabenbringer - Osterhase, Christkind, Weihnachtsmann - als fiktive Gestalten den Dank der Beschenkten nicht mehr unmittelbar abrufen können und insofern die besondere, selbstlose Zuwendung der Eltern zum Kind ausdrücken.³⁹ Allerdings brachte das häusliche Weihnachtsfest die patriarchalisch geprägten inneren Strukturen der Familie deutlich genug zum Ausdruck. Utz Jeggle formuliert: «Das Stück, das gegeben wurde, hieß [...] nicht Weihnachten, sondern Familie.»⁴⁰

Wenn «die Einzelheiten der Familien-Liturgie am Heiligen Abend in vielem das Sozialbild der Familie getreulich widerspiegeln»⁴¹, dann war hier zugleich eine Transmission zur größeren Gesellschaft gegeben. Der «spät-patriarchalische» Stil setzte sich ja jenseits der Familie fort. Die bürgerliche Familie war einerseits eine Gegeninstanz zum «feindlichen Leben», eine entlastende Einrichtung, die vor dem Draußen schützte. Aber sie gehorchte den Gesetzen des Draußen, und eine ihrer wichtigsten gesellschaftlichen Funktionen war die Einübung in diese Gesetze.

Im Umkreis des Weihnachtsfestes läßt sich dies sehr konkret veranschaulichen. Das Spielzeug, mit dem bürgerliche Kinder beschenkt wurden, entsprach nicht nur ihrem familiären Status, sondern zeichnete ihre gesellschaftlichen Rollen vor.⁴² Die Mädchen waren mit Puppen, mit Mi-

niaturküchen und -Wohnungen beschäftigt, die Jungen ganz überwiegend mit soldatischen Instrumenten und vielfach mit ausgeprägtem Kriegs **Spielzeug**: «Trommel, Pfeifen und Gewehr, ja ein ganzes Kriegesheer möcht' ich gerne haben [...]» Es war nur konsequent, wenn es auch eine politisch-öffentliche Demonstration des familiären Festbrauchs gab. In der Kriegsweihnacht 1870/71⁴³ entstand eine zur Kenntlichkeit **entstellte** Mischung aus Patriotismus, Blutrünstigkeit, Sentimentalität und **kirchlichem** Segen. Die kaiserliche Familie präsentierte sich fortan unterm Weihnachtsbaum - in herrscherlicher Haltung, aber auch in gefühlvoller Harmonie. Bilder solcher Auftritte fanden durch die neuen Medien - durch Illustrierte, aber auch Postkarten - weite Verbreitung. Die private Festkultur wirkte also auch auf die öffentliche zurück; der öffentliche Privatauftritt der kaiserlichen Familie wurde zum Bestandteil der **öffentlichen** Festkultur.

Das Weihnachtsfest nahm in dieser Hinsicht eine besondere Stellung ein - vielleicht sollte man aber auch sagen: nur eine besonders deutliche Stellung. Denn so abgeschirmt der Raum der Familie war, er mußte durchlässig bleiben für ideologische Prägungen, die von der wichtigsten Sozialisationsinstanz nicht ferngehalten werden durften. Diese Einsicht tangiert auch das Verständnis der privaten Festkultur.

Sie entwickelte sich in der Gegenrichtung zum öffentlichen Festwesen, das im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer häufiger die kommunalen Grenzen sprengte und in die großen politischen Zusammenhänge der Zeit hineinführte. Sie war so auf der einen Seite ein Kontrastprogramm. Der Rhetorik des politischen Aufbruchs und Kampfs stand das stille Pathos der Innerlichkeit gegenüber. Aber es bestand auch ein Ergänzungsverhältnis zwischen den beiden Sphären: Der «unpolitische» Charakter der privaten Festkultur schützte die ideologische Konterbande, die so bis ins Innerste der familiären Häuslichkeit drang, und umgekehrt fiel auch auf das öffentliche Festwesen etwas vom Glanz und der betonten Innigkeit privater Feste. Beides ist zu bedenken- das Gegengewicht, aber auch die Entsprechung, die Abschließung vor der politischen Öffentlichkeit, aber auch die heimliche Verbindung mit ihr.



Die kaiserliche Familie unterm Weihnachtsbaum. Private Festkultur mit Ausstrahlung auf die öffentliche Festkultur

Anmerkungen

- 1 Volksthümliches aus Schwaben, 2. Bd., Sitten und Gebräuche, Freiburg i. R. 1862, S. 390.
- 2 Ebd., S. 392.
- 3 Ebd., S. 392f.
- 4 Ebd., S. 396.
- 5 U. Jeggel: Familienfeste, in: Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium 8, 1979, Heft 1, S. 17-21; hier S. 19.
- 6 Vgl. hierzu die detaillierte Studie von D. Dünninger, Wegsperrung und Lösung Formen und Motive eines dörflichen Hochzeitsbrauches. Ein Beitrag zur rechtlich-volkskundlichen Brauchtumsforschung, Berlin 1967, S. 61 f. passim
- 7 Ebd., S. 246ff.
- 8 Die kleinbürgerliche Familie im 18. Jahrhundert. Verhalten und Gruppenkultur, Berlin 1969, S. 161 ff.
- 9 Ebd., S. 168.
- 10 D. Sauer mann, Weihnachten in Westfalen um 1900, Münster 1979, S. 28.
- 11 Zum allgemeinen Problem der Herausbildung der Privatsphäre vgl. J. Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied/Berlin 1962; N. Elias, Über den Prozeß der Zivilisation, 2. Bde., Bern/München 1969.
- 12 Die kleinbürgerliche Familie, S. 176, nach Chr. Gerber, Historie der Kirchen-Ceremonien in Sachsen, Dresden/Leipzig 1732.
- 13 Die ständige Wiederholung ist einerseits ein Zeichen für die fortdauernde Widerspenstigkeit des Volkes, andererseits aber auch für die Unerbittlichkeit der Kontrolle. Vgl. H. Bausinger, Volkskultur und Sozialgeschichte, in: W. Schieder/V. Sellin (Hg.), Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang, 3. Bd., Göttingen 1987, S. 32-49.
- 14 Vgl. Ausgabe Leipzig 1813 (Nachdruck: Hildesheim/New York 1980), S. 338f., S. 341; das Folgende S. 342f. nach älteren Abhandlungen.
- 15 Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, Leipzig 1846, S. 136f.
- 16 Ebd., S. 139.
- 17 Ebd., S. 140.
- 18 U. Jeggel, Familienfeste, S. 20. Zum Gesamtkomplex vgl. auch H. Rosenbaum, Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Frankfurt/M. 1982; Th. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800 bis 1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1983; R. Sennett, Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt/M. 1983.
- 19 In Untersuchungen zum Festwesen wird häufig scharf unterschieden zwischen Feier und Fest, so zuletzt ausdrücklich bei W. Gebhardt, Fest, Feier und Alltag. Über die gesellschaftliche Wirklichkeit des Menschen und ihre Deutung, Diss. Tübingen 1986. Im Sinne der Herausarbeitung einer Typologie ist die begriffliche Trennung sinnvoll; hier, im Zusammenhang konkreter Entwicklungen, scheint es richtiger, das Ineinander zu betonen, wie es auch in der Alltagssprache üblich ist. Dies ist nicht nur begriffliche Unschärfe: im ritualisierten Brauch treffen oft «feierliche» und «festliche» Elemente zusammen.
- 20 Vgl. M.-L. Hopf-Droste, Der Geburtstag. Ein Beitrag zur Entstehung eines modernen Festes, in: Zeitschrift für Volkskunde 75, 1979, S. 229-237.
- 21 Vgl. die Geschichte von S. Dikmen, Kein Geburtstag, keine Integration, in der er auf humoristische Weise die Suche nach seinem eigenen Geburtsdatum in der Türkei schildert, in: I. Ackermann (Hg.), Als Fremder in Deutschland. Berichte, Erzählungen, Gedichte von Ausländern, München 1982, S. 51-61.
- 22 R. Falkenberg, Kindergeburtstag. Ein Brauch wird ausgestellt, Berlin 1984, S. 16.
- 23 H. Möller, Die kleinbürgerliche Familie, erwähnt den kurz nach Ende des Siebenjährigen Krieges geborenen Sohn eines Berliner Goldstickers und erinnert daran, daß Ch. Vulpius ihren Geburtstag an einem falschen Datum beging. Vgl. auch F. Boehm, Geburtstag und Namenstag im deutschen Volksbrauch, Berlin/Leipzig 1938, S. 18.
- 24 Vgl. R. Beitzel, Der Kinderbaum. Brauchtum und Glauben um Mutter und Kind, Berlin 1942, S. 123ff.
- 25 Werke in einem Band, München 1968, S. 170; vgl. H.-J. Simm (Hg.), Das Fest. Ein Lesebuch, München 1981, S. 158.
- 26 H. Rosenbaum, Formen der Familie, S. 559.
- 27 Noch um 1930 spiegelt die geographische Verteilung von Namenstag und Geburtstag im wesentlichen die Konfessionsverhältnisse: Atlas der Deutschen Volkskunde, Bonn 1937/39, Karte 35.
- 28 Vgl. hierzu W. Dürrig, Geburtstag und Namenstag. Eine liturgiegeschichtliche Studie, München 1954, S. 45ff.
- 29 «Oft auf dem Umweg über private Konfirmationen tritt nun die öffentliche Konfirmation in deutschen und außerdeutschen Ländern ihren Siegeszug an» (Religion in Geschichte und Gegenwart, 3. Bd., 1959, Sp. 1762).
- 30 Ch. Burckhardt-Seebass, Konfirmation in Stadt und Landschaft Basel. Volkskundliche Studie zur Geschichte eines kirchlichen Festes, Basel 1975, S. 37.
- 31 Vgl. ebd., S. 198ff.
- 32 Vgl. hierzu G. Korff, «Heraus zum ersten Mai», in: R. van Dülmen/N. Schindler (Hg.), Volkskultur. Zur Wiederentdeckung des vergessenen Alltags (16. bis 20. Jahrhundert), Frankfurt/M. 1984, S. 246-281.
- 33 Verordnung des Pfarr- und Schultheißensamts Gerlingen 1766; zitiert bei H. und E. Schwedt, Schwäbische Bräuche, Stuttgart u. a. 1984, S. 81.
- 34 Vgl. D. Sauer mann, Ostern in Westfalen, Münster 1986, S. 290.
- 35 Vgl. vor allem: Das Weihnachtsfest. Eine Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit, Frankfurt/M./Luzern 1978; Saure Wochen, frohe Feste. Fest und Alltag in der Sprache der Bräuche, München/Luzern 1985. Auch in ihrem Buch: Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte, Frankfurt/M. 1974 hatte I. Weber-Kellermann das Weihnachtsfest in einem ausführlichen Exkurs behandelt (S. 223-243).
- 36 Die kleinbürgerliche Familie, S. 163.
- 37 Ebd., S. 162.
- 38 I. Weber-Kellermann, Die deutsche Familie, S. 112.
- 39 I. Weber-Kellermann, Saure Wochen, S. 153f.
- 40 Familienfeste, S. 18.
- 41 I. Weber-Kellermann, Die deutsche Familie, S. 112. Daß die bürgerliche Weihnachtschoreographie in Arbeiterhaushalten zunächst nicht übernommen wurde, zeigen beispielsweise die Erinnerungen von A. Popp. Vgl. H. Fielhauer,

Christbaum-Nachlese, in: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 82 1970
S. 282-299; hier S. 294 ff.

- 42 Vgl. Lirum, Larum, Löffelstiel - wer mischt mit beim Kinderspiel? Eine Ausstellung des Seminars für Volkskunde der Universität Göttingen, Göttingen 1978, S. 20ff. passim.
- 43 R. Schenda hat Zeugnisse zu den Kriegsweihnachtsfesten zusammengestellt - Der mißbrauchte Weihnachtsbaum. *Tübinger Weihnachten im Kriege*, hv Schwäbisches Tagblatt/Tübinger Chronik, 24. Dezember 1970.